

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 150

Rubrik: [Stadtleben]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WAS GRABEN SIE DENN DA?

Archäologie findet vor der Haustür statt. Dies zeigt zurzeit die Wander-Ausstellung «Über die Alpen» im Historischen Museum St.Gallen. Anlass genug, sich Gedanken zum Stand der Archäologie im Kanton zu machen.

von Bettina Wollinsky

Viele verbinden Archäologie mit Dingen oder Orten, die weit entfernt liegen, beispielsweise mit den ägyptischen Pyramiden, mit spektakulären Funden – eine oft gehörte Frage auf Ausgrabungen lautet: «Habt ihr schon Gold gefunden?» – und mit der Tätigkeit «pinseln». Diese Meinungen sind geprägt durch ein romantisch verklärtes Bild von Höhlenbewohnern oder Pfahlbauern und werden genährt von Schatzgräber-Literatur oder Indiana-Jones-Filmen. Viele meinen auch, dass Archäologinnen und Archäologen vor allem Objekte des Altertums ausgraben, die dann datiert und katalogisiert werden und später in Museen verstauben. Die Realität sieht anders aus. Das archäologische Arbeitsfeld, das die Rekonstruktion der Vergangenheit auch ohne schriftliche Quellen beinhaltet, ist vielfältiger. In der auf materiellen Hinterlassenschaften beruhenden Geschichtsschreibung geht es um mehr als die ästhetische oder zweckmässige Bedeutung von Fundstücken. Aus diesen wird beispielsweise auf gesellschaftliche Hierarchien oder Siedlungsgrössen geschlossen, aus Begräbnissitten etwa auf die Herkunft der jeweiligen Menschen. Oft stösst dieser Bereich der Geschichtsforschung auf Unverständnis. Wo liegt der Nutzen?

Engpass beim Personal

Archäologie gehört zu den Geisteswissenschaften und damit zur Grundlagenforschung. «Ich meine, gerade die Suche nach Wissen ohne Nutzen hebt uns etwas (?) über das Niveau der Tierwelt hinaus; zumal das, was wir so schön als Menschlichkeit bezeichnen, auch bei den Tieren zu finden ist.» Dieses Zitat stammt aus der Feder der ehemaligen St.Galler Kantonsarchäologin Irmgard Grüninger. Sie hatte das Amt von 1970 bis 1999 inne. «Archäologie bedeutet Anbindung an die Geschichte und somit Positionierung in der Welt», meint der amtierende Kantonsarchäologe Martin Schindler. Dies lässt sich unmittelbar auf Aus-

grabungen erleben. Das Alter der Fundstücke und das Erlebnis, diese aus dem Boden zu holen, üben eine riesige Faszination aus. Die Spuren und Hinterlassenschaften sind oft tausende von Jahren alt. Dieser Anschluss an die Vergangenheit relativiert auch ein Stück weit das eigene Erdendasein. «Und es macht Spass, die Sprache der Objekte und Befunde auf wissenschaftlichen Grundlagen zu entziffern», so die Archäologin Irene Ebnetter, welche die Ausstellung «Über die Alpen» im historischen Museum mitrealisiert hat.

Seit 1966 gibt es in St.Gallen in Folge grosser Bautätigkeit eine Kantonsarchäologie. Bis 1970 war sie mit einer Fünfzigprozent-Stelle von Benedikt Frei besetzt, dann folgte Irmgard Grüninger, die fast dreissig Jahre vollamtlich zur Erforschung der Geschichte des Kantons beigetragen hat. Seit 1999 teilen sich der Kantonsarchäologe Martin Schindler und die Archäologin Regula Steinhauser gerade mal 140 Stellenprozent. Die bescheidene personelle Ausstattung der Archäologie sei abhängig vom jeweiligen Inhaber des Amtes für Kultur, so Grüninger. Dieser entscheide, ob trotz des Personalstopps von 1972 neue Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter eingestellt werden.

Damit wird ein empfindliches Anliegen seitens der Kantonsarchäologie angesprochen: Um zur Bevölkerung Vertrauen aufbauen zu können, zu Bauherren, Bauern und anderen, wäre es wünschenswert, dass bereits bekannte Personen auf Ausgrabungen arbeiten. Ausserdem ist zu bedenken, dass nur eine gewisse Kontinuität des Personals gezieltes Weitergeben von Erfahrungen und Fachwissen ermöglicht. Momentan sieht die Situation so aus, dass Leute für Ausgrabungsprojekte temporär angestellt werden.

Archäologen als Feuerwehr

Der St.Galler Kulturamtsleiter Hans Schmid meint ebenfalls, dass die Kantonsarchäologie personell schwach ausgestattet sei. Dies müsse

Auswertung der Grabung Sevelen, Pfäfersbüel.
Erwin Rígert und Irene Ebnetter an der Arbeit. Bild: KASG

in Zukunft nach Möglichkeit optimiert werden. In welcher Form dies geschehe, sei allerdings noch unklar. Es stellt sich für ihn die grundsätzliche Frage: «Soll flächendeckend oder themenspezifisch geforscht werden?»

Die themenspezifische Vorgehensweise ist schwierig umzusetzen, da die Ausgrabungen in der Regel nicht planbar sind. Ausserdem weiss man nicht, was der Boden zu welchem Zeitpunkt preisgibt. Funde und Befunde kommen zum Vorschein, wenn gebaut wird oder Erosionsvorgänge wirken. Damit die Kantonsarchäologie überhaupt reagieren und Grabungstätigkeiten vornehmen kann, sind Leute notwendig, die in den Baugruben gegebenenfalls die historischen Spuren erkennen. Die darauf folgenden Untersuchungen müssen oft in sehr kurzer Zeit durchgeführt werden, damit die Bauvorhaben nicht verzögert werden. Die Kantonsarchäologie bezeichnet sich deshalb auch als Feuerwehr und hat damit einen völlig anderen geschichtlichen Auftrag zu erfüllen als die Universitäten. Was auf diesen Notgrabungen nicht dokumentiert werden kann, ist für immer verloren. Erfreulicherweise hat der Kantonsrat im Juni 2006 einen Rahmenkredit aus dem Lotteriefonds für nicht planbare archäologische Ausgrabungen gesprochen.

Zwei aktuelle Beispiele verdeutlichen, dass dem Boden in nächster Nähe Spannendes entlockt wird: Einerseits liefert der Pfäfersbüel bei Sevelen eine komplexe Schichtabfolge mit Funden von der frühen Jungsteinzeit bis ins Hochmittelalter. Von herausragender Bedeutung sind hier vor allem die jungsteinzeitlichen Schichten mit phantastischem Fundmaterial: sehr gut erhaltene Keramik und Feuersteingeräte sowie Hausgrundrisse. Mit Datierungen ins frühe fünfte Jahrtausend vor Christus wurde eine bis anhin im Kanton noch nicht entdeckte «Kultur» ausgegraben. Andererseits weiss man seit dem 19. Jahrhundert, dass in Jona-Kempraten eine römische Siedlung existiert. Aber erst nach aktuellen Grabungen wurde bekannt, dass es sich nicht wie bisher angenommen um eine bescheidene dörfliche Wohnstruktur handelt, sondern um eine stark städtisch geprägte Siedlung.

Fundament der Zukunft

Bis vor kurzem hiess das Departement an der Rorschacherstrasse 23, zu dem Archäologie und Denkmalpflege gehören, Departement für Inneres und Militär. Das zugehörige Hauschild wanderte nach offiziellem Gebrauch (heute nur noch Departement des Inneren) in den Eingangsbereich des Hauses. Dort ist es nun Mitbestandteil eines Arrangements: ein Bildnis des Generals Guisan (Wandschmuck aus einem Büro); der «Standpunkt», eine mit Kunstrasen beklebte Scheibe, gedacht, um sich darauf zu stellen und kreative Gedanken zu entwickeln; und zu guter Letzt der handge-

Leitungsarbeiten tangieren täglich archäologische Substanz – eine Begleitung ist unerlässlich. Bild: KASG



ICH ELEN DER MEN SCH, WER WIRD MICH ER LÖSEN

freitag, 20. oktober 06, trogen (ar)

johann sebastian bach (1685 – 1750)
“ich elender mensch, wer wird mich erlösen”
Kantate BWV 48 zum 19. Sonntag nach Trinitatis

17.30 – 18.15 uhr, kronensaal, trogen
Workshop zur Einführung mit Rudolf Lutz
Anschließend: kleiner Imbiss und Getränke
eintritt: fr. 30.–

19.00 uhr, evangelische kirche, trogen
Erste Aufführung der Kantate
Reflexion über den Kantatentext
Zweite Aufführung der Kantate
eintritt frei – kollekte

ausführende
Solisten: Sara Lilly-Bilén, Sopran; Alexandra Rawohl,
Alt; David Munderloh, Tenor; Markus Volpert, Bass
Schola Seconda Pratica
Leitung: Rudolf Lutz

reflexion
Ursula Pia Jauch, Zürich

Im Oktober 2006 nimmt die J. S. Bach-Stiftung, St.Gallen,
ihre Tätigkeit auf. Geplant ist die Aufführung des gesamten
Vokalwerks von J. S. Bach. Die Kantatenkonzerte finden
in der Regel an einem Freitagabend in der evangelischen
Kirche in Trogen statt.
Mehr Informationen erhalten Sie unter info@bachstiftung.ch



J. S. Bach-Stiftung
St. Gallen

Verleihung des

Amriswiler Kulturpreises

an **Irène Friedli, Mezzosopran**

Donnerstag, 26. Oktober 2006,
19.30 Uhr, Kulturforum Amriswil

Zur Feier und zum anschliessenden
Apéritif sind alle herzlich eingeladen.

Stadt Amriswil
Leben mit Kultur.



Lichterglanz bei Hongler Kerzen

November & Dezember:

Jeweils am Mittwoch um 14 Uhr und am Samstag von 9 – 13 Uhr startet
zur vollen Stunde eine öffentliche Führung durch unsere Kerzenwerkstatt.

Im Zelt auf unserer Warenrampe finden Sie eine Auswahl an günstigen
2. Wahlkerzen im Kiloverkauf. (Adventsranzkerzen, Baumkerzen, grosse
Gartenkerzen, durchgefärbte Rauhreifkerzen, Duftkerzen, ...)

Hongler Kerzenladen
Bahnhofstrasse 25a | Altstätten SG
Öffnungszeiten: Mo – Fr: 8 – 12 Uhr, 14 – 18 Uhr
Nov & Dez: Sa 9 – 14 Uhr
Infos unter www.hongler.ch



schriebene Brief einer welschen Dame, datiert am 12. Januar 1974, in dem sie der Kantonsarchäologie nahe legt, an einer bestimmten Stelle zu graben, da sie dort aufgrund einer vorhandenen dunklen Verfärbung eine Ölquelle vermutet. Damals herrschte die erste Energiekrise, ausgelöst durch den Jom-Kippur-Krieg zwischen den arabischen Staaten und Israel. Das war vor 32 Jahren.

Es sind «Fundstücke» der jüngsten Vergangenheit, und sie stehen in ihrer Symbolik oder Bildersprache für eine Zeit sowie für eine Stimmung und binden uns an die Geschichte an. Wir leben nicht losgelöst von Geschichte, auch nicht von unserer jüngsten oder unserer persönlichen Herkunft, und es ist wichtig, dass wir etwas darüber wissen. Wer sich mit Archäologie beschäftigt, macht sich Gedanken über die Entwicklungen in der Vergangenheit und über Entwicklungslinien bis in die Gegenwart. Martin Schindler fügt ein Beispiel an: Die bronzezeitlichen Reste eines Stegs von Rapperswil nach Hurden belegen, dass die Menschen schon vor 3500 Jahren einen Übergang über den See als Verkehrsweg benützt haben. Bis heute wird der Verkehr über den Seedamm geführt. Der Verkehr an dieser Stelle ist also seit damals als Thema belegt und führt zu den Fragen: Wie geht es wohl weiter? Was geschieht in den nächsten hundert Jahren? Damit sind wir in der Zukunft angelangt. «Die Vergangenheit ist das Fundament der Zukunft.» Diesen Aussagen schliesst sich Hans Schmid an. Die Frage, wie man damals gelebt hat, interessiere ihn, und er sieht es als Aufgabe der Archäologie, die Vergangenheit mit dem Heute und Morgen zu konfrontieren: archäologische Themen in zeitgenössischen Zusammenhängen zu spiegeln.

Beispiel Alpenraum

Die aktuelle Ausstellung «Über die Alpen: Menschen – Wege – Waren» vermittelt 10'000 Jahre Geschichte im Alpenraum. Bis ins 18. Jahrhundert wurde an der Meinung des römischen Historikers Titus Livius festgehalten, dass die Alpen bis zu den Kelten im fünften Jahrhundert v. Chr. eine unpassierbare Barriere zwischen Nord und Süd darstellten. Die Ausstellung zeigt, dass die archäologische Forschung diese Meinung grundlegend korrigiert hat. Schon einige hundert Jahre vor Ötzi (Mitte viertes Jahrtausend v. Chr.) ist der Austausch von technischem und kulturellem Know-how über die Alpen belegt. Es wäre sehr wünschenswert, auch nach dieser Ausstellung mit prähistorischer Hinterlassenschaft konfrontiert zu werden, sei es im Spiegel des Heute und Morgen oder sei es im Spiegel der kontinuierlichen Arbeit der Kantonsarchäologie.

Bettina Wollinsky, 1962, studierte Ur- und Frühgeschichte in Zürich und Wien und lebt in St.Gallen.

Historisches Museum St.Gallen. Ausstellung «Über die Alpen. Menschen - Wege - Waren». Bis 8. Juli 2007. Di-So, 10-17 Uhr. Sonntagsführung mit Kantonsarchäologe Dr. Martin Peter Schindler zum Thema «Mit Zahnbürste und Bagger». So, 29. Oktober 2006, 11 Uhr. Mehr Infos: www.hmsg.ch

ZÜRCHER SICHT VON AUSSEN.

Von Markus Graf, Stv. Kantonsarchäologe der Kantonsarchäologie Zürich

Die Arbeitsgebiete der St.Galler und der Zürcher Kantonsarchäologie grenzen im Zürcher Oberland vom Hörnli bis Rapperswil auf einer Länge von etwa 30 Kilometern aneinander. In der Feldbacher Bucht am Zürichsee gibt es Pfahlbaufundstellen, die teils im Kanton Zürich und teils auf St.Galler Gebiet liegen. Die Kantonsarchäologie Zürich ist heute ein Betrieb mit 43 Mitarbeitenden, die sich 33 Stellen teilen. Hinzu kommt die archäologische Tauchergruppe wie auch die Stadtarchäologie. Es stellt sich die Frage, warum sich der Stellenbestand der beiden Kantonsarchäologien so unterschiedlich entwickelt hat.

Es ist den Kantonen überlassen, wie weit sie sich für seine archäologischen Fundstellen einsetzen wollen. Flächenmässig ist der Kanton St.Gallen etwas grösser als der Kanton Zürich, dieser ist aber fast dreimal so dicht besiedelt und weist eine andere Bauaktivität aus. In den letzten Jahrzehnten verstäderteten weite Teile des Kantons. Bei diesen Bodeneingriffen wurden immer wieder archäologische Fundstellen angeschnitten, die rasch untersucht und dokumentiert werden mussten. Die Kantonsarchäologie Zürich ist bestrebt, Bauverzögerungen oder gar Baueinstellungen wegen archäologischer Funde zu vermeiden. Dafür ist eine Belegschaft in der heutigen Grösse und Zusammensetzung unabdingbar. Im Kanton St.Gallen verlief die Bautätigkeit weniger hektisch und auch nicht so stetig. Deshalb ist es möglich, mit einem kleineren Personalbestand eine Betreuung der Fund-

stellen zu erreichen. Je weniger Personal jedoch zur Verfügung steht, desto grösser wird die Gefahr, dass nur noch schwerpunktmässig gearbeitet wird und kein Gesamtbild mehr entsteht. Auch fehlen die Ressourcen, um Resultate der Ausgrabungen für die Öffentlichkeit aufzuarbeiten und sie zu präsentieren. Gestartet haben beide Kantonsarchäologien mit ähnlichen Bedingungen, 1966 in St.Gallen, 1958 in Zürich. Beide Dienststellen waren anfangs finanziell und personell sehr knapp dotiert. Während des Europäischen Jahres für Denkmalpflege und Heimatschutz 1975 ist es der Denkmalpflege und Archäologie im Kanton Zürich gelungen, mit Publikationen, Ausstellungen und Führungen Interesse für ihre Anliegen und Ziele zu wecken und Goodwill zu schaffen. 1995 wurde die Kantonsarchäologie Zürich eine eigenständige Abteilung. Sie umfasste damals sieben Festangestellte. Für die Durchführung der zahlreichen Ausgrabungen musste jedoch seit je projektbezogen zusätzliches Personal eingestellt werden. Pro Jahr arbeiteten gegen 100 Personen für die Kantonsarchäologie. Ende 1997 wurde die Situation bereinigt, indem 35 feste Stellen geschaffen wurden, von denen aber bereits 2004 im Zuge von Sparmassnahmen zehn wieder gestrichen wurden. Das veränderte Anstellungsverhältnis bietet den Mitarbeitenden mehr Sicherheit, und die Kantonsarchäologie profitiert von der besseren Identifikation der Leute mit dem Betrieb und administrativen Vereinfachungen.

23

THURGAUER SICHT VON AUSSEN.

von Urs Leuzinger, Leiter des Thurgauer Museums für Archäologie

Archäologie im Kanton Thurgau findet seit Mitte des 19. Jahrhunderts statt. Die Pfahlbaufundstellen am Boden- und Untersee sowie in den Mooren führten zeitweise zu einem regelrechten Archäologie-Boom. Seit 1980 besteht das Amt für Archäologie und seit Sommer 1996 verfügen wir auch über das Museum für Archäologie in Frauenfeld. Letzteres ist natürlich eine ideale Plattform, die Resultate aus der archäologischen Vergangenheit des Kantons Thurgau zu präsentieren. Mit dem prähistorischen Goldbecher, der keltischen Holzstatue sowie der römischen Panflöte - dem ältesten vollständig erhaltenen Instrument der Schweiz - besitzen wir glücklicherweise zudem einige Highlights von internationalem Rang. Internationale Wanderausstellungen, Führungen an Grabungsorten, Vorträge an Volkshochschulen, Tafeln im Gelände, Support von lokalen Museen mit Fundmaterial, Teilnahme an Mittelalterfesten und andere sind wichtige Tätigkeiten, die von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Amtes für Archäologie in den letzten Jahren forciert worden sind. So kann die archäologische Vergangenheit auf unterhaltsame Weise dem Publikum vermittelt werden. Die Leute wissen, was Archäologie ist. Schönes Beispiel für die Nachhaltigkeit dieser Aktionen: Im Freilichtspiel «Dorfmais» in Eschenz spielt der Goldbecher die Hauptrolle. Archäologie wird Bestandteil des kulturellen Selbstverständnisses eines ganzen Dorfes.

Auch der Kanton St.Gallen hat eine reiche archäologische Vergangenheit. Viele Forscherinnen und For-

scher haben sich in den letzten 150 Jahren um dieses kulturelle Erbe aus dem Boden verdient gemacht. Über Jahre hinweg blieb die offizielle Fachstelle dann aber ein Einfraubetrieb. Seit einigen Jahren arbeitet nun ein - zugegebenermassen noch sehr kleines - Team professionell und äusserst engagiert in der Kantonsarchäologie St.Gallen. Es werden Grabungen durchgeführt. Man stellt gut gestaltete Tafeln im Gelände auf. Es finden gelungene Publikumsaktionen statt wie in Rapperswil anlässlich des 150-Jahr-Pfahlbaujubiläums. Diese Aktivitäten zeigen, dass die Kantonsarchäologie St.Gallen auf dem richtigen Weg ist. Ein interessiertes Publikum, das auch etwas über die archäologischen Schätze des Kantons erfährt, wird der Archäologie offener gegenüber stehen. Schulklassen können gut inszenierte Ausstellungen wie diejenige «Über die Alpen» im historischen Museum St.Gallen, aber auch über lokale Themen in Regionalmuseen wie dem Schlangenhäuser in Werdenberg besichtigen. Seit kurzem kann man das römische Kempraten in einem Freilichtgelände erleben. Dazu waren und sind grosse Anstrengungen und Vernetzungen mit anderen Partnern notwendig. Mit dem heutigen Personalbestand und den jetzigen Mitteln wahrlich eine grosse Herausforderung! Als auswärtiger Beobachter wage ich deshalb eine optimistische Prognose. Nach dem Motto «das Glas ist nicht halb leer, sondern halb voll» gehe ich davon aus, dass in Zukunft die Kantonsarchäologie St. Gallen mehr Ressourcen zur Verfügung haben wird. Verdient hat sie es!

HAUPTSACHE EIN GUTES GEWISSEN

Jolanda Spirigs Buch «Widerspenstig – Zur Sterilisation gedrängt: Die Geschichte eines Pflegekinde» ist letzten Monat im Chronos-Verlag erschienen. Es schildert ein erschütterndes Beispiel aus der jüngeren Fürsorge- und Psychiatriegeschichte des Kantons St.Gallen. von Peter Müller

24

Ein happiges Buch. Würde der eigene Grossvater diese Geschichte erzählen, würde man vielleicht sagen: «Ja, das war halt so, damals.» Die 18-jährige Bernadette G. wurde aber 1972 zur Abtreibung und Sterilisation gedrängt. Ungemütlich nahe an unserer eigenen Gegenwart. Dasselbe gilt für die übermächtige Interessensgemeinschaft, der sich die junge Frau damals gegenüber sah. Sie bestand aus Vormund, Pflegemutter, Pflegevater, Psychiater, Hausarzt und Dorfpfarrer. Der Vormund setzte sich für Ruhe, Ordnung und Rechtschaffenheit ein. Die Pflegemutter wollte die Schande und die Probleme aus der Welt schaffen, welche ihr aus der Schwangerschaft der Pflegetochter erwachsen würden. Der Pflegevater hielt sich bedeckt und hoffte, dass sein einstiger sexueller Übergriff auf die Pflegetochter nicht zur Sprache komme. Der Chefarzt der psychiatrischen Klinik dachte eugenisch, also «volkshygienisch». Der Hausarzt wollte die Pflegeeltern und sich vor Ärger verschonen und sich profilieren. Und der Dorfpfarrer sorgte dafür, dass alle ein gutes Gewissen hatten. Solche Konstellationen erwartet man eher in einem Kriminalroman von Friedrich Glauser als im St.Margrethen der siebziger Jahre – zwei Jahre vor der Eröffnung des Einkaufszentrums Rheinpark.

Bürgerliche Doppelmoral

Dabei beginnt Bernadette G.s Geschichte recht harmlos. Die Eltern stehen sozial am Rand

und geben ihre Tochter zur Adoption frei. 1955 kommt die Kleine zur Familie R. in St.Margrethen. Einfamilienhaus. Bürgerliche Wohlanständigkeit. Sonntags Kirche. Bald zeigt die Idylle erste Sprünge. Das Kind ist eigensinnig, hat einen harten Kopf. 1961 glaubt die fromme Mutter, Bernadette befriedige sich selbst, und lässt sie untersuchen. Die Diagnose – ein «infantiles hirnorganisches Psychosyndrom» – wird Bernadette G. jahrelang verfolgen. Der Arzt verschreibt ein dämpfendes Medikament und rät zu einer konsequenten und liebevollen Erziehung. Die Mutter bindet ihrer Pflgetochter fortan jeden Abend mit einer elastische Binde die Beine bis zur Hüfte zusammen – jahrelang. Eine glückliche Familie? Die Pflegeeltern streiten sich oft, der Mann – nach aussen ein ehrenwerter Bürger – ist Alkoholiker. Bernadette wollen sie aber auf den rechten Weg bringen. Die Pflgetochter soll nicht der leiblichen Mutter nachschlagen, die seit je ausserhalb der bürgerlichen Normen lebt und als haltlose und triebhafte Psychopathin abgestempelt ist. Die Beziehung zwischen Pflgetochter und Pflegeeltern schaukelt sich emotional immer mehr hoch. Verklemmte Sexualität. Verquere Zuneigung. Lieblosigkeit. Szenen. Schläge. 1967 ein Missbrauch durch den Pflegevater. Als Bernadette in die Pubertät kommt, eskaliert die Situation. 1972 erfährt sie, dass sie ein Pflegekind ist. Und wird im selben Jahr schwanger. Man redet ihr darauf ein, sie hätte von Geburt

an einen Hirnschaden. Sie müsse das Kind deshalb abtreiben. Zudem sei es besser, wenn sie auch später nie Kinder bekäme.

Die Sterilisation von Bernadette G. steht nicht isoliert in der Landschaft. Gemäss dem Zürcher Historiker Thomas Huonker wurden Zwangssterilisationen, Zwangskastrationen und Eheverbote «erblich minderwertiger» Menschen bis in die jüngste Zeit praktiziert – bis 1945 «mit öffentlicher Begleitpropaganda», dann still und leise. «In der Absicht, soziale Probleme wie Alkoholismus, Kriminalität, Prostitution etc. zu lösen, sollte die Zeugung sozial, geistig und moralisch «minderwertiger» Menschen verhindert werden», fasst Jolanda Spirig zusammen. «Um die Einwilligung der Patientinnen und Patienten zu erhalten, drohten die Gutachter häufig mit der Alternative Internierung oder sie nahmen einen von der Frau gewünschten Schwangerschaftsabbruch nur vor, wenn diese der gleichzeitigen Sterilisation zustimmte.» Das Buch «Widerspenstig» steht damit auch für all die Fälle, die noch nicht aufgearbeitet sind, die vergessen sind, verdrängt, vertuscht.

Ins Leben gefunden

Jolanda Spirig rekonstruiert den Fall von Bernadette G. und seine Vorgeschichte sachlich, genau, unaufgeregt. Sie las sich dazu durch Aktenberge, hakte nach und befragte Angehörige, Sachverständige, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Es wäre aber falsch, das Buch auf diese Ereignisse zu reduzieren. Mindestens so packend und aufwühlend ist «Widerspenstig» als Lebensgeschichte: Wie ging die heute 52-jährige Bernadette G. mit alledem um? Wie fand sie trotzdem einen Weg ins Leben, zu Selbstbewusstsein, Eigenständigkeit, Lebenslust - und zur Liebe? Wie konnte sie verhindern, dass sie in dieselbe «Heim-Karriere» gedrängt wurde wie ihre Mutter? Wie konnte sie der Welt beweisen, dass sie völlig «normal» ist? Das Buch zeichnet auch diesen Weg nach. Es erzählt von Kämpfen und Befreiungsschlägen, Krisen und Niederlagen, aber auch von Menschen, die Bernadette G. respektierten, unterstützten, schätzten, liebten. Und es erzählt von Bernadette G.s schwieriger Suche nach den leiblichen Eltern. Hier gibt es Episo-



Übertriebene Frömmigkeit, Autoritätsglaube und Doppelmoral haben schon viele Biografien für Jahre und Jahrzehnte negativ beeinflusst. Zum Beispiel diejenige von Bernadette G.

Bilder: pd.

SANDRA BIRRER

den, die fast surreal-romanhaft anmuten. Bernadette G. erfährt zum Beispiel von einer Fürsorgebeamtin, dass es über ihre Mutter einen Dokumentarfilm des Regisseurs Bruno Moll gibt. Sie besorgt sich den Film und lädt ihre Bekannten und Verwandten ins Schulhaus Wiesental in Altstätten zu einer Vorführung ein. Kurz bevor es zu einem ersten Treffen kommt, stirbt die Mutter. Die mittellose Frau stand kurz davor, unverhofft ein Erbe anzutreten. Scheitern wird auch die Suche nach dem Vater: Hier kommt es zwar zu einem Treffen, die beiden finden aber keinen Zugang zueinander.

Buhmann-Psychiatrie

Eine extreme Geschichte – gewiss. Und doch gibt es im Buch immer wieder Stellen, bei denen man an die Generation der eigenen Eltern und Grosseltern denkt. Übertriebene Frömmigkeit, Autoritätsglaube oder Doppelmoral haben auch hier Biografien für Jahre und Jahrzehnte negativ beeinflusst, wenn auch nicht so verheerend wie im vorliegenden Fall. Umgekehrt kann man sich daran stören, dass in «Widerspenstig» die Psychiatrie einmal mehr als finsterner Buhmann dasteht. Damit sei nicht gesagt, dass die Psychiatrie nie fragwürdig handelt, dass sie kein «Minenfeld» ist. Das Problem ist vielmehr der einseitige Diskurs. Wer sich über die Psychiatriegeschichte des Kantons St.Gallen ein Bild machen will, kommt schnell an eine Grenze. Die Literatur dazu ist sehr schmal. Und neben der offiziellen Optik gibt es eigentlich nur diejenige der kritischen Sozialgeschichte – Stichwort «Maria Theresia Wilhelm». Natürlich führt diese Optik zu richtigen und wichtigen Erkenntnissen. Ein Gesamturteil ermöglicht sie aber nicht. Man braucht nur einmal mit Angestellten einer Psychiatrischen Klinik zu diskutieren oder mit verschiedenen Betroffenen und ihren Angehörigen, und schon sieht man, dass die Thematik komplexer ist. Dass sie sich nicht in Missbrauch, fragwürdigen Weltbildern und problematischen Behandlungsmethoden erschöpft. Kurz: Auch hier würde man sich mehr Literatur wünschen.

Jolanda Spirig. Widerspenstig. Zur Sterilisation gedrängt.

Die Geschichte eines Pflegekindes. Chronos Verlag, Zürich 2006.



Illustration: Lika Nüssli

Plötzlich war sie in den Schlagzeilen: Vom «tragischen Schlittelunfall» konnte man sogar in der Schweizer Illustrierten lesen, und die Sendung «Notruf» des Schweizer Fernsehens zeigte einen Beitrag. Es war ein kalter und schneereicher Winter. Sandra Birrer absolvierte ein Praktikum im Pestalozzi-Kinderdorf in Trogen. Am Abend des 3. März 1996 ging sie mit einer Kollegin schlitteln. Auf einem 60-Liter-Kehrichtsack rutschten sie ein nahes Bord hinunter. «Es war nicht besonders lustig, wir kamen nur langsam vorwärts», sagt Sandra Birrer. Deshalb beunruhigte es sie nicht, dass das Bord mit einer zwei Meter hohen Mauer direkt auf der Strasse endete. Vier mal ging es gut. Beim fünften Mal rutschte Sandra Birrer mit ihrer Kollegin über ein Eisfeld. Sie versuchten sich mit Händen und Füßen festzukrallen, hatten aber keine Chance. Die Kollegin rutschte mit dem Sack der Mauer entlang auf die Strasse hinunter und kam mit Prellungen davon. Sandra Birrer, die hinter ihr sass, wurde im hohen Bogen über ihre Kollegin geschleudert und landete Kopf voran auf dem Asphalt. Wenn Sandra Birrer ihre Geschichte heute vor Schulklassen wieder und wieder erzählt, geht es ihr nicht darum, die Teenager zu ermahnen, keinen Blödsinn anzustellen. Ihre Absicht ist es, die Bevölkerung für Behinderungen zu sensibilisieren. Besonders für so genannte

«versteckte Behinderungen». Der 29-Jährigen sieht man auf den ersten Blick nicht an, was ihr geschehen ist. Um so erstaunter sind die Reaktionen, wenn sie mit ihrer Geschichte fortfährt. Im Kantonsspital St.Gallen wurde ihr ein Schädel-Hirn-Trauma diagnostiziert, mit subtonalem Hämatom: einem Bluterguss zwischen Schädeldecke und Hirnoberfläche. Auf dem Weg in den Operationssaal fällt Sandra Birrer ins Koma. Die Ärzte öffnen ihre Schädeldecke, um die Blutungen zu stillen. Ein Pingpongball-grosses Stück ihres Hirns muss dabei entfernt werden. Niemand weiss, wie sich dieser Eingriff auswirken wird. Die Ärzte belassen sie zehn Tage im künstlichen Koma. Vier Monate später wird ihre Schädeldecke aus Knochenmasse nachgebaut. Zudem hat sich Sandra Birrer beim Aufprall zwei Lendenwirbel gebrochen. Zwei mal wird sie am Rücken operiert. Als sie aufwacht, spürt sie ihr linkes Bein nicht mehr. Später verliert sie auch das Gefühl im rechten Bein. In der orthopädischen Uniklinik in Basel wird sie ein drittes Mal operiert. Mit Hilfe von Oberschenkel-Knochenanteilen und einer Metallkonstruktion stärken die Spezialisten ihre Wirbelsäule. Eine Titanprothese ersetzt heute das fehlende Knochenstück im Oberschenkel. Wie durch ein Wunder blieb der Spinalkanal beim Unfall unverletzt: Die Nerven in der Wirbelsäule wurden nicht gerissen, aber gequetscht. Nacht für Nacht lag Sandra Birrer nun wach und übte, die Zehen wieder zu bewegen. Tagsüber trainierte sie mit einem Physiotherapeuten. Und nach sieben Monaten verliess sie die Klinik ohne Rollstuhl.

«Alle sagten, ich sei der gleiche Mensch geblieben.» Selber bekommt Sandra Birrer täglich zu spüren, dass sich vieles geändert hat. Ihre Ausbildung am Kindergartenseminar musste sie abbrechen, weil sie Schmerzen hatte und sich nicht konzentrieren konnte. Sie arbeitete in einer Elektronik-Firma, später am Glacéstand. Bis sie sich auffrafft, doch noch eine Ausbildung abzuschliessen. Heute arbeitet sie als kaufmännische Angestellte bei Pro Infirmis. Nur fünfzig Prozent. «Wenn ich durch meinen Unfall etwas gelernt habe», sagt Sandra Birrer. «Dann ist es die Kunst der Langsamkeit.» Manchmal wünscht sie sich mehr Geduld in der Gesellschaft. Deshalb spricht sie heute offen über ihr Handicap. Und im Oktober belegt sie eine Rolle im Stück «Prothese» der Compagnie Buffpapier. (sob)



SCHUTZLOS AM GESCHÜTZTEN ARBEITSPLATZ

Sie heissen Sonnenhalde, Valida, Dreischiibe oder Förderraum und bieten in der Stadt St.Gallen geschützte Arbeitsplätze an. Aber was sind geschützte Arbeitsplätze? Was waren sie und wo führen sie hin?

von Rolf Bossart

26

Wie so vieles, das man sich einst erkämpfen wollte oder als fortschrittliche Idee Begeisterung auslöste, hat seine Zielrichtung, um derentwillen man es einst gewollt hat, wesentlich eingebüsst. Indem es irgendwann auf bürokratischem und juristischem Weg gewährt, bewilligt und ausgearbeitet worden ist. So geschehen mit vielen Rechten, die dann lediglich Berechtigungen waren, so mit den Berechtigungen, die dann plötzlich Verpflichtungen waren, und so mit all den Freiräumen, die dann bestenfalls Reservate waren.

Ganz so pathetisch ist es im Behindertenbereich, abgesehen von der Heimbewegung in den Siebzigern, selten zugegangen. Aber auch hier kann man solche Verschiebungen feststellen. Die geschützten Werkstätten, die noch in den Fünfzigern gefordert worden sind mit der Idee, die bisherigen reinen Beschäftigungsstätten umzuwandeln in Produktionsbetriebe, die dem Integrationsbedürfnis der Behinderten und dem Recht auf Förderung am Arbeitsplatz Rechnung tragen, sind dann bereits 1960 im Artikel 73 des IV-Gesetzes als Betriebe beschrieben, die den gleichen Forderungen nach Rentabilität unterliegen wie die Unternehmen des Marktes.

Jeder Scheiss eine Chance

Die offensichtliche Absurdität der Forderung nach Rentabilität bei geschützten Arbeitsplätzen hat zusammen mit den Hochkonjunkturen der Sechziger und Siebziger und der Integrationshoffnung die Werkstätten im Reservatsstatus belassen. «Steuerzahler statt Almosenempfänger», war damals der Slogan. Sie konnten sich relativ autonom auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Behinderten einstellen.

Aber das offensichtlich Absurde wurde ab den späten Achtzigern zum einzig Logischen. Warum? Wir können sagen, dass im neoliberalen Staat, der die Schweiz in dieser Zeit wird, sich auf Dauer kein Reservat oder keine Nische der Ordnungsmacht des Kapitals entziehen kann, so auch nicht die geschützten

Arbeitsplätze, weder jene der Bundesbeamten noch jene der Behinderten. Doch seit einige geplaudert haben im Departement Blocher, weiss man, dass dort die Eigeninitiative ersetzt wurde durch Angst, der Teamgeist durch Misgunst, die Eigenverantwortung durch Hörigkeit. Analog können wir für die Werkstätten zunächst feststellen, dass tendenziell der Schutz nur noch für den nackten Arbeitsplatz gilt und nicht mehr für die ihn einnehmende Person. Denn durch das Eintreten in die Logik der Rentabilität sickern allmählich und stetig all diese Dinge in die Werkstätten ein, für deren Fernhaltung von den Behinderten man ja die geschützten Werkstätten einst entwickeln musste: Zeitdruck, konstante Leistung, Konkurrenz, Kontrolle.

Erstaunlich sind die Kommentare und Reaktionen der Behinderteninstitutionen, die kaum versuchen, sich im Namen ihrer Schützlinge dem ganzen Käse zu entziehen, sondern sie gar umdeuten in Chancen und Herausforderungen. Wie sang doch kürzlich noch Mäders Vater in Gullen: «Jede Scheiss isch ä Chance.» So stellt Josée Martin, stellvertretende Geschäftsführerin des gesamtschweizerischen Verbandes der sozialen Institutionen für erwachsene Menschen mit Behinderung, im verbandsinternen Mitteilungsblatt realistisch fest: «In den letzten Jahren war die Zahl der Betriebe, welche Produkte und Dienstleistungen von Institutionen von Menschen mit einer Behinderung in Anspruch nehmen, rückläufig. Automatisierung von einfachen Arbeiten sowie die Auslagerung der Produktionen in Billiglöhnländer betreffen die Institutionen stark.» Was Frau Martin daraus implizit für Schlüsse zieht, wird sofort deutlich in den nachfolgenden Sätzen, wo sie nicht mit dem Hinweis auf jene, die der Arbeitsmarkt nicht brauchen kann, fordert, der Konkurrenzdruck möge doch an den Werkstätten vorübergehen. Weil sie das nicht tut, gerät ihr erstens unter der Hand der Kernauftrag zum Klumpfuss, den man nicht mehr erfüllen will, sondern nur

noch erfüllen muss. «Für die Institutionen wird die Lage dadurch komplexer, dass die Arbeit den Bedürfnissen und der Eignung der behinderten Personen entsprechen muss.» Zweitens wird auch das, was den Begriff des geschützten Arbeitsplatzes ausmacht – eben dass er a priori geschützt ist –, neuerdings an das «Erschliessen von neuen Kundensegmenten» gebunden: «Um das Beschäftigungsvolumen aufrechtzuerhalten, müssen die Werkstätten ganz auf die Karte einer dynamischen Entwicklung setzen.»

Flexibel und topmotiviert

So ist also heute aus der absurden gesetzlichen Forderung nach Rentabilität mit 40-jähriger Verspätung die absurde Realität entstanden, dass in einer Zeit, wo noch die letzten Nischenarbeitsplätze in der Wirtschaft verschwinden, wo bereits Reallehrer auf der Suche nach Lehrstellen für ihre Schüler bei den geschützten Werkstätten anfragen und wo Pro Infirmis und Sponsoren mit der Stiftung «Profil» Millionen investieren, um durch Früherkennung und Subventionierungen IV-gefährdete Arbeitnehmer im Job zu halten, sich die geschützten Werkstätten aufmachen, innovativ in den Wettbewerb einzusteigen.

Die meisten konkreten Folgen für die Behinderten werden aber offiziell mit dem einst kritisch verstandenen Normalisierungsbegriff begründet. Der behinderte Mensch soll den Anspruch auf ein Leben haben, das so normal wie möglich verläuft. «Normal» heisst dann eben auch normierte Kritik an mangelnder Arbeitsleistung, die ökonomisch und nicht pädagogisch orientiert ist oder Schnupperlehren, die nicht mehr nur zu dazu da sind, die Eignung fürs soziale Gefüge der Gruppe herauszufinden, sondern, die klar die Leistungseignung der betreffenden Person erweisen soll und die also auch mit einem Qualifikationsgespräch abgeschlossen wird.

Solche Gespräche gibt es zum Beispiel beim Hotel Dom an der Webergasse, wo man, um

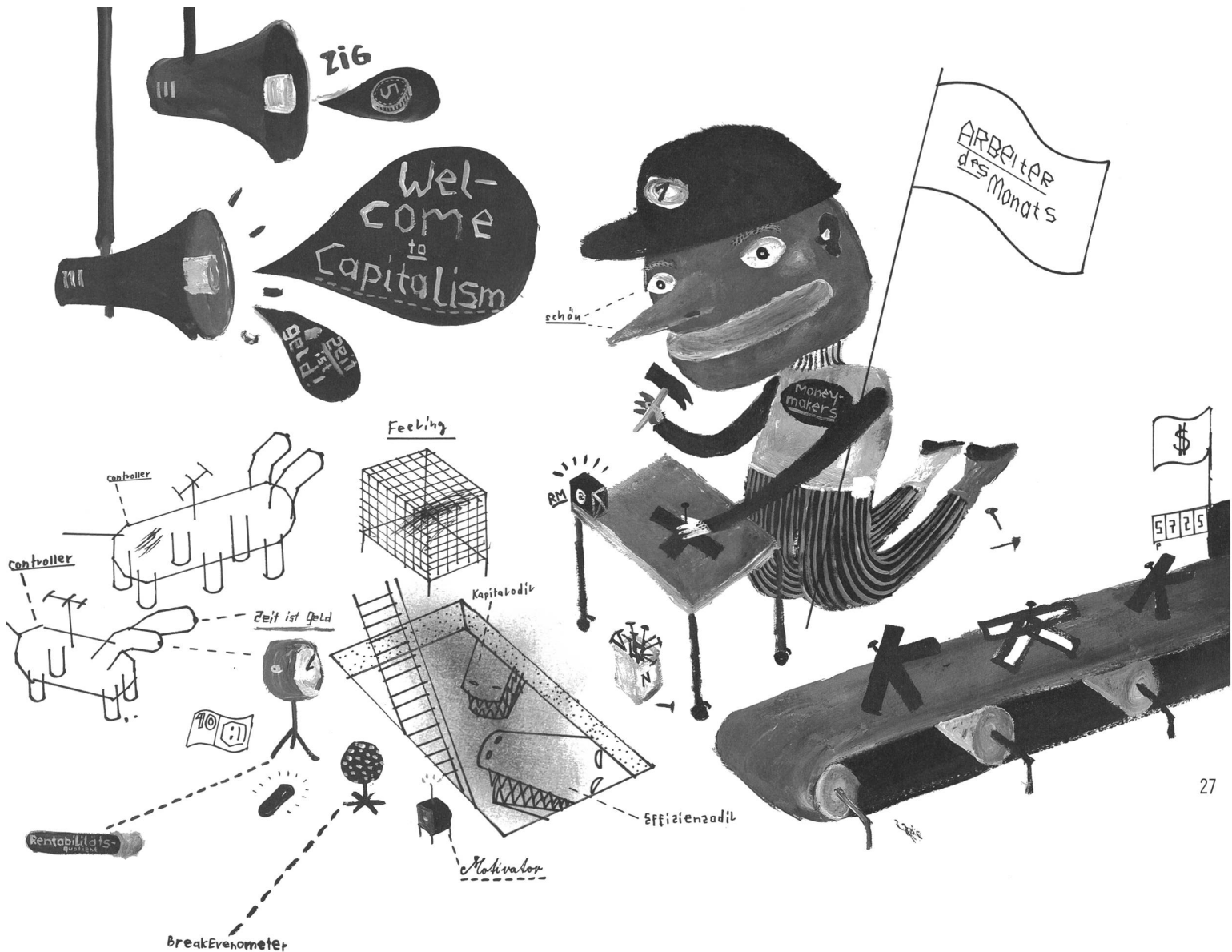


Illustration: James Rakete

dort arbeiten zu können, zwar eine IV-Vollrente braucht, aber zugleich flexibel, belastbar, leistungsfähig und topmotiviert sein muss. Normales Aussehen sehr erwünscht, wie in einem echten Hotel. Normal sein heisst im Dom auch, dass einem vom Lohn die üblichen gesetzlichen Abzüge abgehen. «So normal wie möglich» heisst aber, dass der Lohn im Dom zum Beispiel 740 Franken beträgt, minus Abzüge, selbstverständlich. Die Leistung ist ja auch eingeschränkt.

Es geht hier ja nicht um den Kanton Zürich und seine pädagogischen Aussenstationen in Spanien. Und deshalb geht es hier nicht um Ausbeutung oder Gewinnmacherei, sondern vielmehr um den absurden Vorgang, die Normalitätsforderung für Behinderte als Konkurrenzfähigkeit umzusetzen in einem System, das Behinderte eben gar nicht brauchen kann. Absurd auch, weil sich der Konkurrenzwahn vor allem gegen innen niederschlägt: Die «besseren» Institutionen nehmen die besten Behinderten, für die anderen bleibt der Rest. Die gesunde Durchmischung geht verloren. Und absurd nochmals, da man sich in keiner der

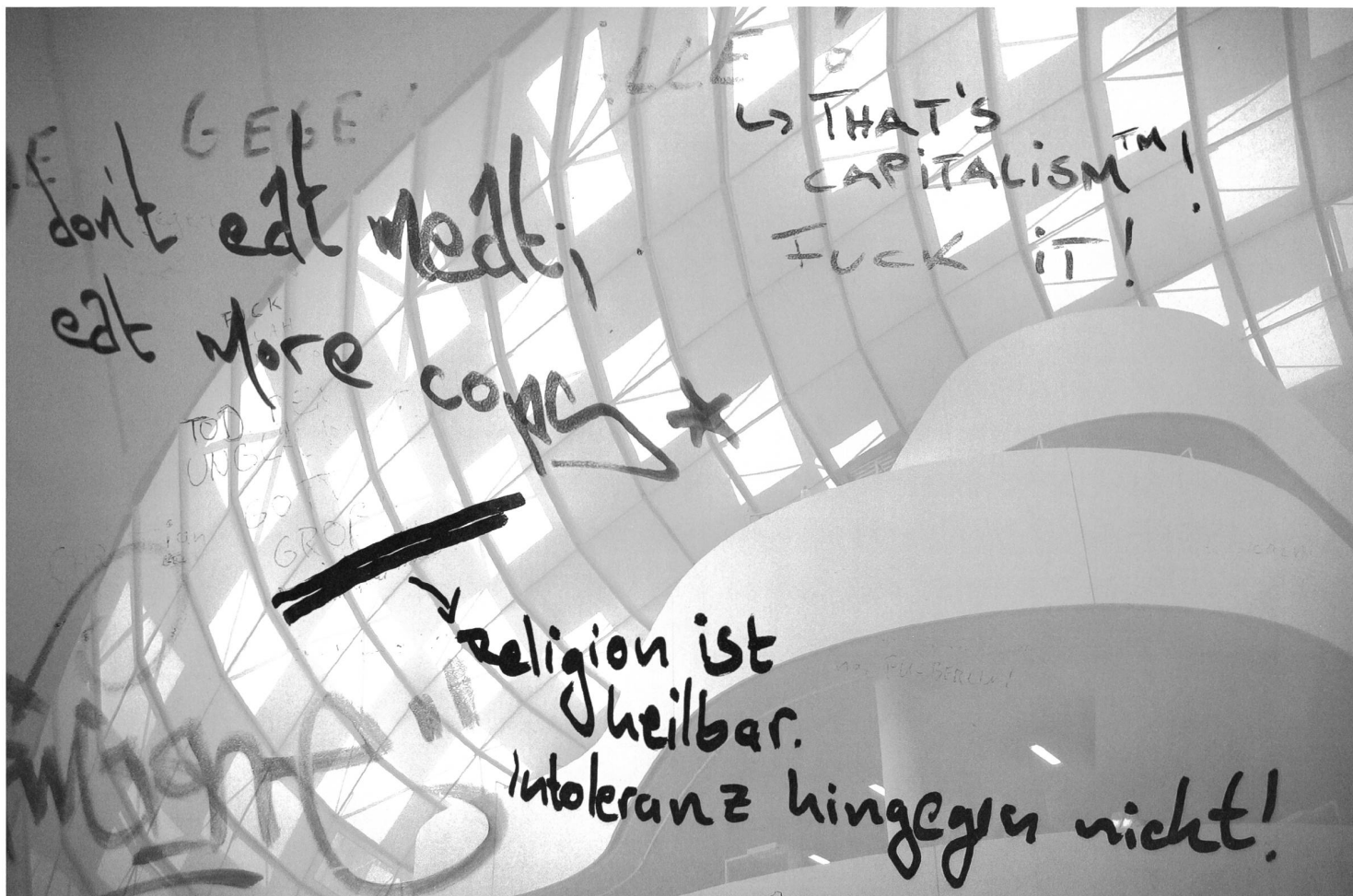
befragten Institutionen irgendwelche Illusionen darüber macht, dass je einmal mehr als die von den Medien so hochgelobten Einzelfälle in der ungeschützten Wirtschaft unterkommen. Nicht nur in Werkstätten, auch im Wohnbereich wird Normalisierung betrieben. Die Bewohner sind Kunden. Und als Kunden, so Luzia Güttinger-Flury von der Uni Züri, «können sie selber über Art und Umfang der Unterstützung und Hilfe, die sie auf Grund ihrer Behinderung benötigen, bestimmen». Damit spart man auch Personal. Einige aber, die sind deshalb behindert, weil sie nicht fähig sind, selber zu bestimmen, was sie benötigen. Und für deren Eltern, die sich Sorgen machen über die mangelhafte Betreuung ihrer Kinder, gibts oft die Diagnose: Loslasschwierigkeiten.

Die Lahmen und Blinden

Ein anderes, früher ebenfalls kritisch gedachtes Zauberwort in der Behindertenbranche ist Integration. So umschreibt die oben genannte Stiftung «Profil» im Panoramaheftli der Raiffeisenbank Integration als «die volkswirtschaftlich günstigste Massnahme, betriebs-

wirtschaftlich vorteilhaft, zwischenmenschlich förderlich (emotionale Kompetenz, Betriebsklima), unternehmerisch interessant (hohe Loyalität, grosse Leistungsbereitschaft, geringe Fluktuation)». Gerade diese letzten Andienungsflöskeln sind nichts weiter als zynisch, wenn man bedenkt, dass hohe Loyalität in der modernen Arbeitswelt meist mit Chancenlosigkeit für einen Stellenwechsel einhergeht und hohe Leistungsbereitschaft bei Ausschluss von Karrierehoffnung vor allem durch Angst erkaufte ist. Und was sind das denn für Behinderte, die man da integrieren möchte? Etwa die jederzeit beispieltauglichen Lahmen und Blinden? Das ist schön, aber nichts mehr als selbstverständlich. Und was ist mit den phantasiereichen, lauten und launischen CPLern, den herzigen und eigensinnigen Trisos, den hochsensiblen und zu Regression neigenden WGLern und all den überschätzten, unterschätzten und falsch etikettierten schwierigen Lernbehinderten? Was heisst Normalisierungsprinzip für sie?

Rolf Bossart, 1972, hat die letzten 15 Jahre Sommerlager für geistig behinderte Menschen geleitet, die jetzt aber Kurse heissen.



28

GROSSPUTZ IN DER UNI-TOILETTE

Diese Flaschenpost erreicht euch gewissermassen durch die Kanalisation. Ich schreibe aus dem Keller der Freien Universität (FU) Berlin, oder genauer: aus dem Toilettenraum des Historischen Instituts. Zwar stinkt es hier bestialisch, aber das ist bei einem Biotop politischer Meinungen wohl üblich. Hier ist der Ort, wo die Frustration über die viel zitierte «ganze Scheisse» zusammenströmt und sich an den gekachelten Wänden festklebt. Etwa wenn es auf einem der unzähligen Aufkleber sehnsüchtig heisst: «Wir wollen alles für alle!». Mit fettem Filzstift ergänzt: «Alle gegen alle!» Wiederum versehen mit der Antwort: «That's Capitalism! Fuck it!» Hier werden die immer wieder geforderten «religiösen Dialoge» geführt: «Fuck Allah now!» – «Tod dem Ungläubigen! Gott ist gross!!!» – «Religion ist heilbar. Intoleranz hingegen nicht!» Und es werden politische Grundsatzfragen ausdiskutiert: «Gibt es eigentlich pro-deutsche Argumente jenseits Verherrlichung von Antisemitismus, Volkskörper & Ablehnung Andersdenkender?» – «Nein» – «Ja gibt es!» – «Jeder, der Deutschland nicht mag, soll sich verpissen!» – «Und wer wischt das dann auf?» «Man kann Kritiker doch auch erschlagen!» – «Nee, sowas machen ja nur Linksextremisten.» Unpolitische Wünsche bleiben dagegen unbeantwortet: «Willst Du mit mir Indie Disco?»

Schlecht verdaut

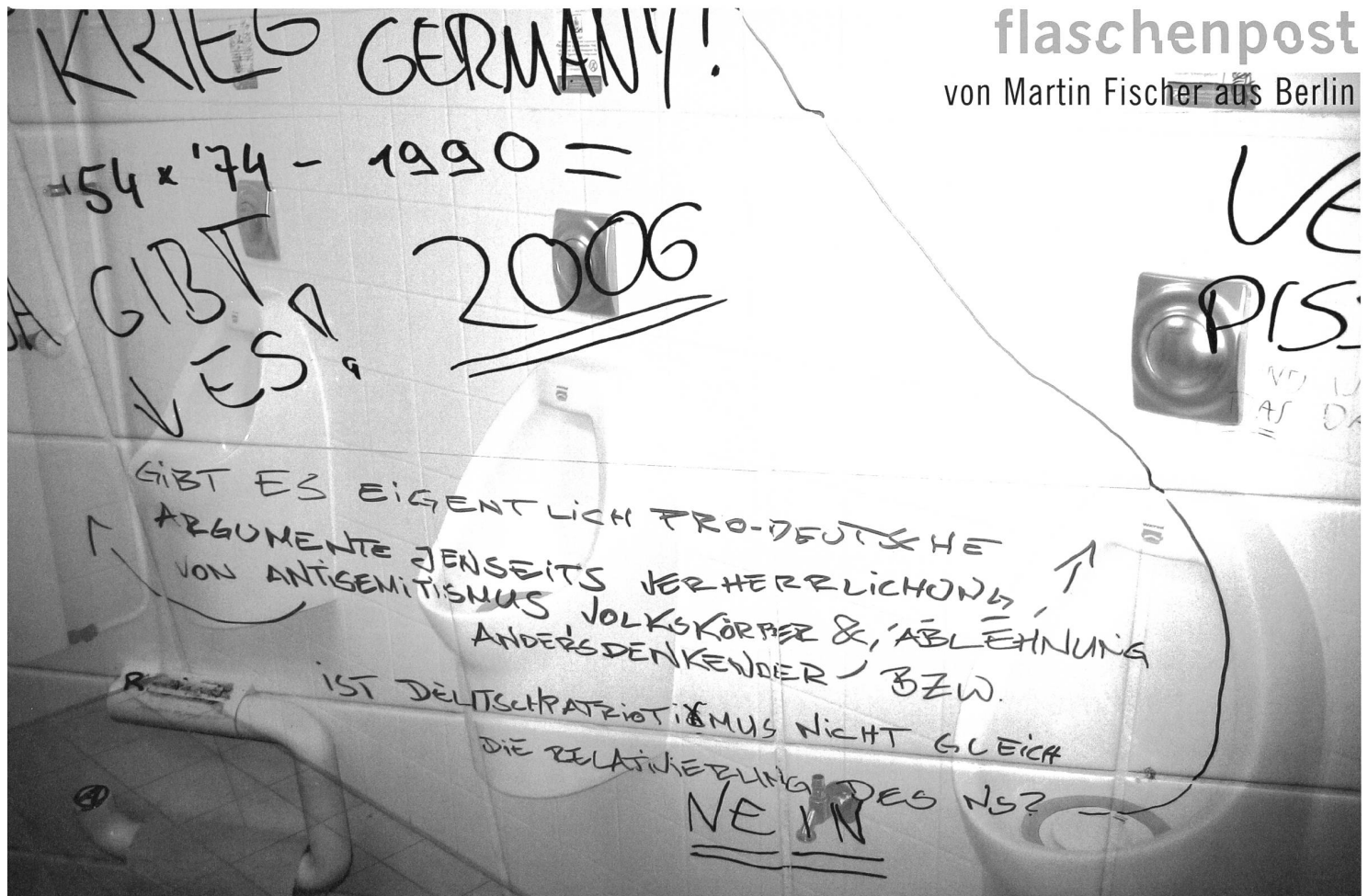
Im Oktober des letzten Jahres begann ich an der FU mein Auslandsstudium. Ich kam im entscheidenden Augenblick. Die deutschen Universitäten befinden sich in einem grundlegenden Wandel. (Das tun zwar auch die schweizerischen, nur ist das Studium in der Schweiz bereits seit längerer Zeit stärker reguliert, selektiver und teurer.) Im Zuge der Bologna-Reform sollen die Studiengänge an internationale Standards angepasst, die Studienzeiten beschränkt, die Studierenden zur Kasse gebeten und einige Hochschulen gar zu Eliteuniversitäten gekürt werden. An

der FU hat der erste Jahrgang sein Studium im neuen Bachelor/Master-System begonnen. Die Freude hält sich in Grenzen. Als Reaktion hielten einige Professoren ihre Vorlesungen nur noch jammernd ab. Andere nutzten dagegen die Gelegenheit zur Beseitigung schlechter Angewohnheiten und führten neue Spielregeln ein. Beispielsweise das Würfelspiel, charakteristischerweise in einem Seminar über historische Utopien, mit Hilfe dessen in jeder Sitzung ermittelt wird, wer die gelesenen Texte vorzutragen hat. «Verschulung!», protestierten einige. «Ich finde es schlimm», empörte sich eine Teilnehmerin, «dass dieses Leistungsdenken der Gesellschaft – diese Idee, dass nur wer Leistung bringt auch Erfolg haben kann –, dass dieses Gedankengut nun auch noch an der Universität verbreitet wird!» Einige verliessen darauf den Raum.

Ich las stattdessen fleissig meine Utopien, würfelte freiwillig einmal pro Woche und hatte erstmals in einem Seminar den Eindruck, richtig viel zu lernen. Von Berlin sah ich wenig. Die meiste Zeit verbrachte ich in der Bibliothek. Mittags ass ich in der Cafeteria einen Eintopf. Meist musste ich keine Stunde später dringend zur Toilette, wo ich auf der Tür las: «BA/MA unverdaubar? Leistungsdruck zum Kotzen? Arbeiten gehen stinkt? Kein Wunder! Diagnose Kapitalismus. Für die menschliche Ernährung unverdaubar! Therapie: Widerstand, immer, überall! Leben statt Arbeit! Für Anarchie.» Bei mir war es, ich glaube, nur der Chilientopf.

Boycott statt Streik

Viel Wasser floss die Kanalisation hinab. Den politischen Statements auf der Toilette schenkte ich immer weniger Beachtung. Bis es eines Morgens auf hunderten Plakaten hiess: «Warnstreik!» Gegen die Bologna-Reform und Studiengebühren. Im Utopien-Seminar fragte der Dozent die trotzdem Anwesenden (gefehlt hatte niemand), ob man über den Streik diskutieren wolle. Es wollte niemand. So fielen wieder die Würfel. Und wieder sassen wir anschliessend in der Cafeteria und assen



Eintopf, diesmal Fleischeintopf. Nein, sie werden sich nicht am Streik beteiligen, erklärten meine Kolleginnen und Kollegen. Einige hielten Studiengebühren für gar nicht mal so falsch. Man werde auch nicht zur angekündigten Vollversammlung gehen. Warum sich noch äussern? Da seien doch bloss noch ein paar wenige. Wer nicht ihrer extrem linken Meinung sei, werde nur ausgebuht.

Der Mittagstisch wurde allmählich mein politischer Gegenpol zur Toilette. Allen geschwätzigen Toilettenwänden zum Trotz: Die meisten meiner Kollegen suchten die Toilette nur aus dem einem Grund auf und wollen so schnell als möglich wieder raus aus dem Gestank. Wie im Übrigen auch raus aus der Uni. Ein bereits etwas älterer Student mit Betreuungsfunktion meinte: «Wir kamen damals an die Uni und dachten: Erstmals ausspannen! Die heutigen Studierenden beginnen ihr Studium hingegen diszipliniert. Sie wissen, was sie wollen. Und sie wollen vor allem eines: In drei, beziehungsweise fünf Jahren abschliessen.» Nicht gestalten, sondern das passende Angebot wählen: Die Zeiten, in denen Professoren ihrer politischen Haltung wegen aus dem Vorlesungssaal vertrieben wurden, sind vorbei. Die Zeiten, in denen schlecht vorbereitete Dozentinnen und Dozenten boykottiert werden, könnten bald kommen. Die zahlreichen hochschulpolitischen Organisationen müssten sich zu Konsumentenschützern entwickeln. Nicht mehr zum Streik, sondern zum Boykott würden sie aufrufen.

Unterdessen wurde es Frühling, die Sonne brach durch den immergrauen Himmel über Berlin und das trostlose Gebäude der FU begann plötzlich zu glänzen. Im Wettbewerb um das ertragreiche Gütesiegel «Eliteuniversität» schied die stets favorisierte Humboldt Universität zu Berlin (HU) aus dem Rennen, während die FU in die alles entscheidende letzte Runde ging. Und wieder assen wir Eintopf, Kohlrabi, wahrscheinlich, und diesmal meinte mein Gegenüber zufrieden: «Endlich, nachdem wir von der HU immer als linke Massenuni belächelt worden sind!» Dabei

sei dieser Ruf doch nur noch ein Mythos der sechziger Jahre gewesen. An die Studentenführer von damals erinnere heute bloss noch ein Wegname.

Saubere Elite

Mit dem Sommersemester wechselte auch mein Aufenthaltsort. Um meine Bachelor-Arbeit zu schreiben, zog ich mich ins «Berlin Brain» zurück, die soeben eröffnete Philologische Bibliothek. Ein Werk von Sir Norman Foster in Form eines Gehirns, neues Wahrzeichen der Universität. Wer sie betritt, muss einen Teppich mit FU-Logo von mehreren Metern Durchmesser überqueren. Nie sollen wir vergessen, wo wir studiert haben. Nur so funktionieren Eliteuniversitäten.

Die Toilette besuchte ich fast nur noch im Brain, ungefähr am Hypothalamus. Saubere Räume, orange leuchtend und nach frischer Farbe riechend. Politisch sind sie neutralisiert, wie die Toiletten in einem Restaurant. Die FU soll keine Suppenküche für die Massen mehr sein, sondern ein Gourmet-Tempel, der delikate Bildung offeriert. Wir am Mittagstisch finden das gar nicht mal so verkehrt. Die anonymen Kollegen vom Toilettenraum am Historischen Institut sehen dagegen nur die Scheisse, die dieses Restaurant produziert. Ihre Toilette besuche ich nur noch selten. Und wenn, dann so, als ob ich hinab ins Archiv einer vergessenen Universitätswelt steigen würde. Aber als ich in den letzten Tagen den Raum zwecks Recherche nochmals betrat, waren sämtliche Aufkleber verschwunden. Selbst der beissende Gestank der umweltschonenden wasserlosen Urinale wurde vertrieben. Nur auf den Türen standen noch wenige Sprüche. Einer davon prophezeite: «Schön sauber soll es sein. Schön teuer wird es werden. Gegen ein System, in dem oberflächliche Sauberkeit & Ordnung wichtigster Wert ist!»

Martin Fischer, 1983, ist in Romshorn aufgewachsen. Wenn nicht in Berlin, studiert er Geschichte und Kunstgeschichte in Bern.